



Foto: Christian Gochi, Marc Wenzel/Photo 12

Unsere neuen Italiener: Loredana Lopez, Physikerin, und Enzo Vitale, Nanotechnologe



Andrea Fassone, Bauingenieur

Die Elite des Südens

Aus Italien in die Schweiz – das war schon einmal ein Trend. Die Enkel dieser Zuwanderer sollen jetzt das Bürgerrecht erhalten. Darüber entscheidet die Schweiz am 12. Februar. Längst aber fühlt sich hier eine neue Generation von Italienern heimisch. Was zieht sie her? VON ANNIK HOSMANN

Bin ich pünktlich?», fragt Loredana Lopez, als sie an diesem kalten Winterabend ins Restaurant Certo beim Zürcher Stauffacher eilt. Ihr Ehemann Enzo Vitale sitzt bereits am Tisch und grinst: »Zwei Minuten zu spät!«

Die beiden Akademiker gehören zu einer neuen Generation von Italienern, die seit bald zehn Jahren in die Schweiz ziehen.

Nicht die Not treibt die Ingenieure, Professorinnen, Informatiker und Ärzte aus den Abruzzen, aus Lecce oder Neapel in den Norden. Nein, die neuen Italiener kommen, um hier in der Schweiz Karriere zu machen – oder den Grundstein für eine Laufbahn zu legen. Das zeigt die Statistik.

Über die Hälfte der neuen Italiener hat einen Uni-Abschluss. Auf dem Bau arbeitete 2015 gerade noch einer von zehn *azzurri*, die neu in die Schweiz zogen. Und drei Viertel von jenen, die bereits hier leben, sind in der Dienstleistungsbranche angestellt: Die eine Hälfte sitzt im Büro, die andere arbeitet im Gastgewerbe.

»Die neuen Einwanderer sind mit durchschnittlich 35 Jahren rund zehn Jahre älter als die Pioniergeneration der jungen Männer, die in den 1950er Jahren kam«, sagt Gianni D'Amato, Professor für Migration und Staatsbürgerschaftsstudien an der Universität Neuenburg. Außerdem würden heute viel mehr Frauen und Familien in die Schweiz ziehen.

Als Enzo Vitale vor zehn Jahren mit dem Gedanken spielte, die süditalienische Stadt Bari zu verlassen, hatte er, der promovierte Nanotechnologe, zwei Stellenangebote auf dem Tisch: eines in den USA und eines in der Schweiz. Loredana streicht sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht und erzählt, dass für sie damals nur eine Destination infrage kam: die Schweiz. An einen anderen Ort wäre sie ihrem Mann nicht gefolgt – zu weit weg von der alten Heimat.

Also suchten sie ihr Glück in Zürich. Heute arbeitet Vitale für eine große, internationale Versicherung, Lopez unterrichtet Physik am Liceo Vermigli, einem italienischen Gymnasium im Kreis 4.

Müsste er jemandem ein Land empfehlen, wäre es die Schweiz, sagt Vitale, ohne zu zögern: »Die wirtschaftliche Lage ist gut, der Sozialstaat sehr stark.« Und wer Kinder habe, finde hier ein optimales Umfeld, ergänzt seine Ehefrau. Ihre beiden Kinder kamen in Zürich zur Welt und besuchen eine Schweizer Schule. Sie lernten zahlreiche Sprachen, erzählt Lopez, machten viel Sport, könnten reisen. Ja, ihre Töchter und ihr Sohn hätten mehr vom Leben als ihre Cousins in Italien.

Die neue Italiener-Einwanderung wurde bisher von der Öffentlichkeit kaum beachtet. Wenn, dann sind es die Grenzgänger aus der Lombardei, die, vor allem im Tessin, für Schlagzeilen sorgen.

Seit den 1980er Jahren kamen denn auch immer weniger Italiener in die Schweiz. Das änderte sich 2008. Die Finanzkrise, *il crisi*, zerstörte Arbeitsplätze, die Löhne schrumpften, die Steuern stiegen – und immer mehr Italiener begannen sich nach Möglichkeiten im Ausland umzusehen.

Im vergangenen Herbst sorgte eine Umfrage für Furore: Mehr als 107'000 Italiener hatten das Land allein im Jahr 2015 verlassen, gut sechs Prozent mehr als im Vorjahr. Zu reden gab vor allem, dass fast vierzig Prozent von ihnen zwischen 18 und 34 Jahre jung sind.

Die meisten zog es nach Deutschland, Großbritannien – oder in die Schweiz.

So lebten 2016 über 318'000 Italienerinnen und Italiener in der Schweiz. Das sind fast 4500 mehr als im Vorjahr – sie stellen damit die größte Diaspora im Land. Und die italienische Gemeinschaft wächst stärker als jede andere Ausländergruppe. Das zeigen die Zahlen des Staatssekretariats für Migration (SEM), die vergangene Woche veröffentlicht wurden.

Die neuen Italiener sind besser gebildet als ihre Vorgänger, die als ungelernete Saisoniers kamen. Aber auch die Hochqualifizierten bleiben in ihrer Freizeit gerne unter ihresgleichen.

Enzo Vitale und Loredana Lopez sind klassische Expats: »Wir leben in einer Art Blase. Die meisten Menschen um uns herum sprechen Italienisch oder Englisch und haben einen ähnlichen Hintergrund wie wir«, sagt Vitale. Deutsch würden sie nur selten sprechen. Am ehesten noch bei den Elterngesprächen in der Schule, aber »*ci si arrangia*« – es geht schon irgendwie.

Auch Andrea Fassone bleibt in seiner neuen mit der alten Heimat verbunden. Als Treffpunkt für unser Gespräch schlägt er das Lorenzini in der Berner Altstadt vor. Eine schicke Kaffeebar. Es herrscht Feierabendstimmung. Der 40-jährige Piemontese begrüßt mit einem festen Händedruck, bestellt ein Rivella grün und sagt: Die richtige Aperitivo-Kultur »draußen auf einer Piazza in der Sonne«, ja, die fehle ihm hier in der Schweiz. Aber sonst vermisse er nicht viel.

Fassone hat in Turin ein Studium als Bauingenieur gemacht, anschließend rasch einen Job gefunden und zwölf Jahre lang für dieselbe Firma gearbeitet. Aber Mitte 2013 war Schluss. Die Stimmung in der Firma und in der Branche sei schlecht und schlechter geworden. Die Auftraggeber bezahlten nicht mehr pünktlich, die Mitarbeiter bekamen nur noch unregelmäßig ihren Lohn. So auch er. Er kündigte.

Fassone ahnte, dass er dieselben Probleme auch an einer neuen Stelle haben würde. Noch bevor er seinen Job in Turin hinschmiss, schickte er deshalb sechs Bewerbungen in die Schweiz. Er hatte ein paar Semester in Wien studiert und sprach bereits fließend Deutsch. Und er staunte: Drei Firmen luden ihn zu einem Vorstellungsgespräch. »Für mich war das eine Sensation«, sagt Fassone. »In Italien hätte ich wohl 100 Bewerbungen schreiben müssen, um vielleicht zu zwei Gesprächen eingela-

den zu werden.« Also fuhr er von Turin in die Schweiz, stellte sich vor, erhielt seinen Job in Bern – und ist seither im Straßenbau tätig, als Projektleiter in einem Ingenieurbüro.

Gut ausgebildete Fachkräfte, wie die Vitales, Lopez und Fassones, würden auch in Italien eine Arbeit finden. Nur wäre diese schlechter bezahlt. Und, was für sie noch wichtiger ist: Wer viel arbeitet, wird dafür nur schlecht belohnt. Weder mit Geld noch mit einem Karriereschritt. Ganz anders in der Schweiz. Hier würden sie viel mehr Wertschätzung für ihr Tun erfahren, erzählen die neuen Italiener unisono. Nicht nur von ihren Chefs, sondern auch von der Gesellschaft.

Ein Haus in Zürich-Aussersihl. Auf den Klingelschildern stehen lauter italienische Namen: Mazzoni, Albertazzi, Caputo, Marinelli. Zusammen mit zwei italienischen Kumpels hat sich Enrico Marinelli hier für eine Wohnung beworben – und sie bekommen. »Es war wohl kein Nachteil, dass wir Italiener sind«, sagt er und lacht. Der 24-jährige, lockere Typ, schwarzes Haar, schwarzes Shirt, sitzt am Küchentisch und erzählt, wie er nach Zürich kam, um hier seinen Master in Maschinenbau zu machen.

Natürlich hätte er am Politecnico in Turin weiterstudieren können, sagt er. »In Italien zu bleiben hätte mich aber beruflich eingeschränkt.« Die Wahl für den Masterstudiengang sei schnell auf Zürich gefallen. Der gute Ruf der ETH und die Möglichkeit, »einen Sprung in der Qualität der akademischen Ausbildung« zu machen, sowie die Nähe zum deutschsprachigen Arbeitsmarkt hätten für ihn den Ausschlag gegeben. »Die Schweiz steht für *lavoro, soldi, sicurezza* – Arbeit, Geld, Sicherheit.«

Seit drei Semestern studiert Marinelli nun in Zürich und lernt daneben Deutsch. Das Sprechen fällt ihm noch immer schwer. Es gefalle ihm aber gut in der »Zwinglistadt«, sagt er – und lacht über das Wort, das er gerade verwendet hat.

So gut es den neuen Italienern in der Schweiz geht, so sehr ihre Arbeit, ihr Können, ihr Wissen, ihre Expertise hier geschätzt ist, zögern sie doch, wenn sie gefragt werden, ob sie sich integriert fühlen.

»Ich fühle mich sehr wohl hier und verstehe mittlerweile auch mehr Berndeutsch als nur »Zeddeli« und »Märkli« an der Supermarktkasse«, sagt der Ingenieur Fassone: »Doch integriert?« Er bricht den Satz ab und lehnt sich in seinem Stuhl zurück. Was es genau brauchen würde, um sich integriert zu fühlen, kann er nicht sagen.

»*Che dici?*« Was meinst du?, fragt Vitale seine Frau, als man ihm dieselbe Frage stellt. Sie schaut ihn etwas ratlos an, meint dann: »Wenn man von der Sprache absieht, würde ich sagen, dass wir integriert sind. Unsere Kinder sowieso, sie sind mit allen Traditionen hier aufgewachsen, sprechen fließend Schweizerdeutsch.«

Niemand berichtet von Ressentiments oder dass er »Tschingg« geschimpft werde. Doch mit Schweizern echte Freundschaften zu schließen, das sei schwierig. Zwar seien sie von deren Herzlichkeit überrascht gewesen, erzählen Fassone und auch Lopez. Trotzdem erleben sie – »bitte nicht falsch verstehen!« – die Schweizer als sehr diskret. Privat- und Berufsleben würden strikt getrennt, dass man mit Arbeitskollegen ein Feierabendbier trinke oder sich zum Fußball treffe, sei selten. »Leider«, meint Fassone.

Auch Enrico Marinelli, der ETH-Student, hat kaum Schweizer Kollegen. Er geht mit Italienern oder anderen ausländischen Studenten aus. »Wir befinden uns in derselben Situation. Und die Schweizer Studenten haben meist schon einen Freundeskreis«, sagt er.

Dabei haben ihn die anderthalb Schweizer Jahre bereits geprägt. Er habe sich angepasst, sagt er. »Ich gehe anders auf Leute zu als früher, trage viel mehr schwarze Kleider. Und ich koche mit mehr Käse.« Sagt es und rührt in der Gorgonzolasoße, die er später zur Pasta servieren wird.